

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 34 (1930-1931)  
**Heft:** 23

**Artikel:** Hochsommerabend im Tessin  
**Autor:** Hesse, Hermann  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-672929>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

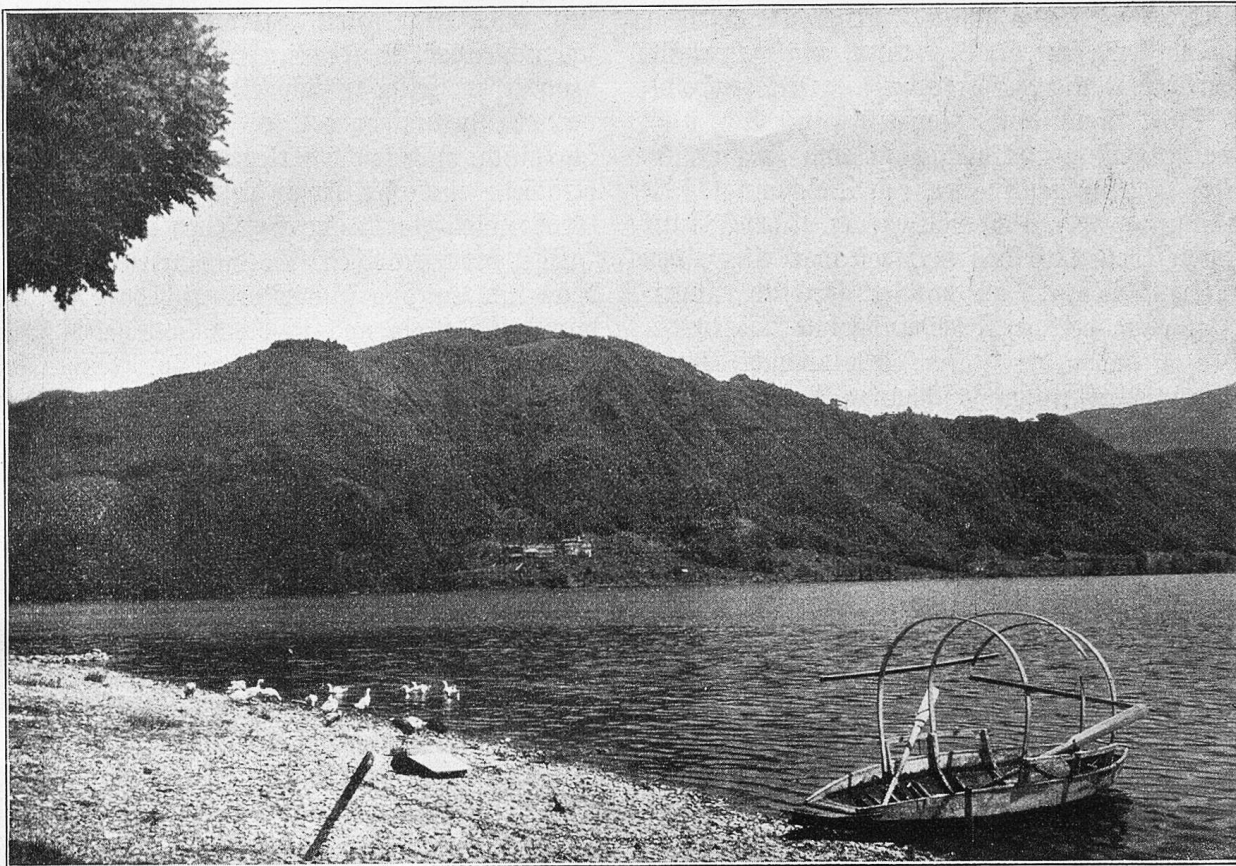
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 17.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



Sommer-Idyll am Ceresio.

Phot. L. Muther, Lugano.

## Hochsommerabend im Tessin.

Von Hermann Hesse.

Nach langer Glut und Dürre ist ein Regen gefallen, Donner hat den ganzen Nachmittag gekracht, ein paar Hagelkörner haben geknallt, nach dem ersten erstickend schwülen Dampf hat sanfte Kühle sich verbreitet, weithin riecht es nach Erde, Steinen und bitterem Laube, es ist Abend geworden.

Im Walde, an der Schattenseite des Berges, liegen die Grotti, die Weinkeller des Dorfes, ein kleines zwerghaft phantastisches Märchendorf im Walde, lauter Stirnseiten kleiner steinerner Giebelhäuser, die keine Rückseite haben, denn Dach und Haus verlieren sich im Boden und tief in den Berg hinein sind die Felsenkeller gehohlet. Da liegt der Wein in grauen Fässern, Wein vom vorigen Herbst, und auch noch etwas Wein vom vorvorigen, älteren gibt es nicht. Es ist ein sanfter, sehr leichter, traubiger Wein von roter Farbe, er schmeckt kühl und sauer nach Fruchtfaß und nach dicken Traubenschalen.

Wir sitzen in einem Grotto, am steilen Waldhang auf kleiner schwebender Terrasse, die man

auf ungefügigen Stufen erklimmt, und welche Raum für einen oder zwei Fische hat. Ungeheuer steigen die Stämme der Bäume empor, alte riesige Bäume: Kastanie, Platane, Akazie, Esche. Sie streben hoch hinan, durch ihr Gezweige blickt wenig Himmel; oft bin ich bei fallendem Regen hier gesessen, im Freien im Walde, stundenlang, und bin kaum von den Tropfen berührt worden. Wir sitzen im Dunkel, schweigend, ein paar Künstler, die hier wohnen. In kleinen irdenen Tassen, weiß und blau gestreift, steht der Wein.

Unter unsrer kleinen Terrasseninsel, senkrecht unter uns, schimmert rötliches Licht in der Vorhalle des Kellers, durchs dichte Laubgitter alter Buchsbäume blicken wir hinab. Messing blinkt dort freudig am Lampenlicht: ein Horn liegt auf den Knien eines Mannes, der die kleine Weintasse vor sich stehen hat. Er setzt das Horn an. Einer neben ihm, nur halb sichtbar, nimmt die Baßtrompete, und wie sie zu spielen anfangen, klingt auch noch eine dritte Stimme mit, ein zartes Holzinstrument, an das Jagott erin-

nernd. Sie spielen sachte, zurückhaltend, flug, wohl wissend, daß sie in kleiner, enger Vorhalle sitzen und wenig Zuhörer haben. Ihr gedämpftes Spiel ist ländlich, frohmütig, herzlich, nicht ohne Rührung, und auch nicht ohne Humor, im Takt vollkommen sicher, ja beschwingt, die Stimmung aber nicht völlig rein. Diese Musik ist von eben derselben Art wie der Wein, den wir trinken: gut, unschuldig, ländlich, zuverlässig, ohne heftige Reize und ohne Tücken.

Raum haben die Klänge uns erreicht, kaum haben wir auf unserem schmalen Bankbrett uns umgewendet, um alle hinabzuschauen, so sind schon Tänzer da. In dem Rest von Tageslicht, der auf dem Plätzchen vor dem Kellereingang noch zögert, in dem Rest von Lampenlicht, der aus der Vorhalle sickert, tanzen drei Paare. Wir sehen sie durch das dichte Gitter der Buchsbäume, das sie oft ganz verdeckt.

Das erste Paar sind zwei kleine Mädchen, eine Zwölfjährige, eine Siebenjährige. Die größere ist schwarz, schwarze Strümpfe, schwarze Schürze, schwarze Schuhe. Die Kleine ist ganz hell, weiße Schürze, bloße Beine, bloße Füße. Die Zwölfjährige tanzt sehr richtig, taktstrenge und gewissenhaft, sie kann es gut, unfehlbar schreitet sie im Takt, eilt und zögert am rechten Ort, ernst ist ihr Gesicht, ganz ernst, wie ein bleiches Blumenblatt schwimmt es, kaum kenntlich, in der feuchten, lauen Dunkelheit von Abend und Wald. Die Siebenjährige kann noch nicht richtig tanzen, sie will es erst lernen, ihre Schritte sind feierlich lang, sie blickt unverwandt auf die Füße ihrer Partnerin, die sie leise unterweist, die volle Unterlippe hält sie leicht mit den Zähnen emporgezogen. Beide Mädchen sind von Ernst und Glück erfüllt, kindliche Würde atmet ihr Tanz.

Das zweite Paar besteht aus zwei Jünglingen, Zwanzigjährigen. Einer, der Größere, ist barhaupt und hat kurze, krause Locken, der andere trägt den Filzhut schiefgerückt auf dem Kopfe. Beide lächeln ein wenig, beide geben sich dem Tanz mit etwas angestrenghem Willen hin und sind sehr bemüht, jede Bewegung nicht nur richtig zu machen, sondern sie auch mit dem irgend Möglichen an Ausdruck und Verzierung zu schmücken. Sie strecken die vereinten Hände weit von sich ab, sie legen die Köpfe weit in die Nacken, sie gehen zuweilen tief in die Knie, und beide machen den Rücken hohl und versuchen das Äußerste im Schweben und in der Feinheit. Ihr eifriger Tanz befeuert den Bläser des Holz-

instruments, er spielt zarter, bläst schwellender, schmachtender. Beide Tänzer lächeln: der Große hingegeben, selig, in sich selbst und seinen Tanz verliebt, hoch über der Welt; der andere halb schelmisch, auch leicht verlegen, ebenso bereit sich belächeln zu lassen wie Lob zu ernten. Der Große wird glatter durchs Leben gehen.

Die zwei Mädchen, die das dritte Paar bilden, sind Luigina und Maria, ich habe sie beide vor zwei Jahren noch in die Schule gehen sehen. Luigina ist vom südlichen Typ, leicht, sehr schlank, sehr mager, ihre hohen, zarten Beine und der lange, dünne Hals sind voll herber Lieblichkeit. Anders, weicher und viel schöner ist Maria, die ich vor kurzem noch geduzt habe und jetzt nicht mehr recht zu duzen wage. Sie hat ein kräftiges Gesicht von frischer Farbe, mit vollem Wangenrot, hellblaue, stählerne Augen, braunes, volles Haar, und ist schon voll und jungfrauenhaft in Formen und Bewegungen, scheint etwas träge, hat aber den Blick voll Kraft und Rasse. Wenn ich ein junger Bursch aus dem Dorfe wäre, ich würde keine andere nehmen als sie. Sie trägt ein rotes Kleid, immer trägt sie Rot oder Rosa. Maria tanzt mit Luigina, ihr rotes Kleid erscheint da und dort und verschwindet wieder im Buchsbaumlaube. Diese beiden tanzen sehr schön, sie sind voll von Glück, nicht mehr vom tiefen Ernst der Kindlichkeit gebannt wie die Kleinen, noch nicht losgebunden und eitel wie die beiden Burschen. Zu diesen beiden, zu Maria und Luigina, paßt am besten der holde, zärtliche Ton des Bläfers, die frohe, an Vorschlägen und Kapriolen reiche Musik. Über ihre Scheitel spielt die grüne Walddämmerung, an ihren Stirnen glänzt ein kleiner Widerschein vom Lampenlicht der Halle, und ihre Beine schreiten taktfest, eng und sehr elastisch.

Dort unten, hinterm schwarzen Gewölk der Buchsbäume, fließt noch Licht, dort fließt Musik, dort tanzen die jungen Menschen, und andere lehnen am Pfeiler der Halle oder am Baumstamm, sehen zu, loben, nicken, lachen. Hier oben im Dunkel aber sitzen wir, wir Fremde und Künstler, in einem anderen Licht, in einer anderen Luft, von einer anderen Musik umflossen. Uns entzückt und begeistert, was jene dort nicht achten: ein Blattschatten auf dem Stein, ein verschoffenes Blau an einer Bluse, der kleine, ernste Knick im Knie der Siebenjährigen. Wir ersehen und beneiden, was denen drüben wertlos und selbstverständlich ist. Sie aber sehen bei

uns kuriose Dinge und Sitten, die sie ebenso beneiden, und deren wir längst überdrüssig sind. Wir können, wenn wir Lust haben, zu jenen hinüber gehen, durch den Buchsbaum Schatten die fünf Schritte; es steht uns frei, es ist uns nicht verboten, uns unter sie zu mischen, uns zu ihrer Musik zu setzen, mit ihnen zu tanzen. Wir bleiben jedoch in unserem Dunkel unter den alten Platanen sitzen, hören die Melodien der drei Bläser, beobachten das süße, sterbende Licht auf den hellen Gesichtern, lauschen dem Not Marias, wie es noch im einsinkenden Dunkel klingt und kämpft, atmen dankbar den Zauberhauch

der Dämmerung und den holden Frieden einer kleinen, ländlichen Welt, deren Spiel nur unser Auge berührt, deren Not nicht unsere ist, deren Glück nicht unseres ist.

Wir schenken rosigen Wein in die blauen Tonschalen, während unten die tanzenden Figuren mehr und mehr zu Schatten werden. Auch dein rotes Kleid, Maria, geht nun unter, ertrinkt in der Finsternis. Auch die hellen, blumenblaffen Gesichter der Kinder löschen aus und sinken dahin. Nur das warme rote Licht in der Vorhalle atmet stärker, und wir gehen davon, ehe auch dieses zerrinnt.

### Bildstöcklein bei Ascona.

Ein Bildstöcklein, seitab im Feld,  
Davor, in einer rossigen Büchse,  
Ein zartes Wiesenblümlein nur,  
Von einem Kinde hingestellt.

Die kleine Spende, kindlich=arm,  
Hat tief mir an das Herz gerührt,  
Mir war, ich habe selig=warm  
Die Liebe dieser Hand gespürt.

Rudolf Hägni.

### Geselligkeit.

Von Anna Burg.

In der Kleinstadt hat wohl die Geselligkeit immer ein ganz anderes Gepräge gehabt als in den großen Zentren, wo das Leben die Menschen in Massen zusammentreibt und bei so vielen Gelegenheiten, auf der Straße, im Konzertsaal, im Theater, gewissermaßen zur Gemeinsamkeit zwingt, daß sie eben den Sinn für die eigentliche Bedeutung des Wortes Geselligkeit verlieren. In diesem Wort liegt ein Zauber verborgen, der, wie man jetzt oft klagen hört, der neuen Zeit abhanden gekommen sein soll.

Wie? sollten die Menschen im Zeitalter des Völkerbundes, der einen Ring des Friedens um alle Nationen schließen soll, verlernt haben, die intimen Beziehungen von Familie zu Familie, von Freund zu Freund zu pflegen? Sollten, während das von der Menschheit bewohnte Gebäude nach außen neu aufgerichtet und unantastbar gemacht werden soll, im Innern desselben Wärme und Traulichkeit langsam und unmerklich verschwinden?

Es gibt Leute, die dies befürchten und mit Wehmut von der Vergangenheit sprechen, wo an kleinen Orten die Einwohner in fast verwandtschaftlich enger Beziehung zueinander standen, von der Zeit, wo es noch eine gemütlige Geselligkeit gab. Die sogenannten Kaffee-

visiten scheinen seltener geworden zu sein, abendliche Zusammenkünfte in den Familien kommen nicht mehr so häufig vor wie früher, wo solche Anlässe mit selbstverständlicher Regelmäßigkeit die Eintönigkeit der Arbeitstage unterbrachen.

Besonders die jungen Leute sind für solche Art Geselligkeit nicht mehr empfänglich. Von „Kränzchen“ unter den Mädchen, von Freundschaftsbünden unter den Jünglingen hört man kaum noch etwas. Der Sport, diese unaufhaltsam einreißende Macht, lockt die Jugend hinweg vom häuslichen Herd, aus der beschaulichen Stille in die unerforschte Weite. Als Wandervögel ziehen sie jetzt über Berg und Tal, auf Motorrädern durchrasen sie die heimatlichen Gauen. Dabei finden sie sich wohl zusammen, aber niemand kann glauben, daß bei diesem Drang nach Ausdehnung und Schweifen ins Ungewisse die innere Verständigung noch zu ihrem Rechte kommen könne. Wohl stählen sich die Glieder, bräunen sich die Wangen, stärkt sich die Widerstandskraft der Nerven, und man sollte denken, diese junge, sportfreundige Menschheit gehe dem erstrebenswerten Ziel entgegen, wo in gesundem Körper als Naturnotwendigkeit die gesunde Seele wohne.

Ob das so sein wird? Niemand kann mit